

Erschienen am 02.03.2009 00:00

THEATER HOF: „Von Mäusen und Menschen“ Wenig Glanz im Amerika der Depression

Von Michael Thumser

Hof – Rüdige Hunde werden erschossen. Junge Hund werden gestreichelt. Aber manchmal überleben sie auch das nicht, etwa wenn Lennie sie liebkost, der Muskelprotz mit dem schwachen Verstand. Er hat es, versichert er, „nicht böß gemeint“. Das stimmt: Er ist der unschuldigste Bursche der ganzen Oper.

Hof – Rüdige Hunde werden erschossen. Junge Hund werden gestreichelt. Aber manchmal überleben sie auch das nicht, etwa wenn Lennie sie liebkost, der Muskelprotz mit dem schwachen Verstand. Er hat es, versichert er, „nicht böß gemeint“. Das stimmt: Er ist der unschuldigste Bursche der ganzen Oper.

Wohin die Krise führt

Die führt mitten hinein ins Amerika der Depression: Mit Carlisle Floyds „Von Mäusen und Menschen“ zeigt das Theater Hof nicht, wie eine Weltwirtschaftskrise entstehen, wohl aber, wohin sie führen kann. „Fremdlinge“, *underdogs*, arme Hunde ziehen besitzlos von Farm zu Farm, Lennie Small darunter, der Kraftkerl mit dem Kindersinn, und George, sein lebenstauglicher und -sehnsüchtiger Freund, der ihn gern hat, schimpft und für ihn sorgt. Wo sie sind, bleiben sie nicht lang. Arbeit gibt es nur begrenzt. Und dann ist da der „Unsinn“, den Lennie anstellt, jedesmal: Er wünscht sich etwas, das „klein, jung, weich wie Samt“ ist, wie sein Herz; und nicht nur nach Mäusen greift der Mensch, auch schon mal nach seidigem Frauenhaar. Wenn dann eine schreit, hält Lennie ihr besänftigend den Mund zu. Das überlebt nicht jede.

Zur Komödie taugt solch hoffnungsloser Stoff nicht. Und, in Hof, leider nicht zum Sängerfest: wenig Glanz und Freiheit in den Stimmen. Über angemessene Höhen verfügt nicht einer im Ensemble. Und freilich führt die Geschichte selbst – die der große Erzähler John Steinbeck 1937 als Roman und Drama veröffentlichte und Carlisle Floyd 1970 vertonte – hinunter zu den Niederungen von Mangel und Drangsal. Der Geist des Naturalismus herrscht: Im Graben verleihen Karl Prokopetz und die Symphoniker der Musik gestische Heftigkeit, brauen bedrohliche Atmosphären zusammen, lassen das oft mit Pauken, stets mit Blech bewehrte Instrumentarium schrill aufschreien ... allzu schallend: Mit Text und Melos machen sich die Akteure auf der Bühne nur schwer verständlich.

Holzschnittartig inszenierte Hausherr Uwe Drechsel eine nüchterne Männerwelt der Tagelöhner. Für sie entwarf Szenenbildner Rudolf Rischer eine Schlafbaracke und eine Scheune, die stilisiert an Innenräume eines Sträflingslagers erinnern. Die Habenichtse, die sich auf die Bretterbetten verteilen, unterscheiden sich in ihren Feld- und Dreckklamotten (Barbara Schwarzenberger) wenig voneinander. Fast identitätslos heißen sie Carlson oder Candy (Chong Sun, Karsten Schröter); einer, Slim (Peter Dittmann), genießt seiner Erfahrung wegen Respekt; ein anderer, Curley (John Heuzenroeder), ragt als der Jähzornigste, Lauteste, Kleinste heraus.

Deplazierter Marlboro-Mann

Eine Hure hat er geheiratet: Ingrid Katzengruber gibt das blonde Gift als die Frau an Bord, die Unglück bringt – eine Sirene auf dem Lande, die wahllos ihre Hand an jeden legt. Irgendwann hat Liebestollpatsch Lennie seine Hand an ihrem Haar und Mund. Das tödliche Geschick, das beide ereilt, schreitet leibhaftig als „Balladensänger“ (Thilo Andersson) durchs Bild, mit Stetson-Hut, Stiefeln, Staubmantel wie ein deplazierter Marlboro-Mann, von einem Zuschauer bemitleidet: „Und er darf noch nicht mal rauchen.“

Solch unfreiwillige Komik tut dem Stück nicht gut. Immerhin steckt in ihm – auch in der arg getragenen, teils farbarmen Hofer Produktion – eine schnörkellose, anrührende Sozialtragödie über die Unausweichlichkeit des Elends und die Luftschlösser einer besseren Zukunft, die wie Seifenblasen platzen. Für derlei Trauertänzerien ist Thomas Rettensteiner als George zuständig: mit Tatkraft und Taurigkeit im vierschrötigen Bassbariton der verzweifelte Freund Lennies. Ihm, dem Mörder, der nichts dafür kann, flunkert er noch in letzter Sekunde ein rosiges Übermorgen vor: Die Tötungsszene am Schluss gelingt musikalisch am lyrischsten, zwischenmenschlich am innigsten. Für Lennie ein seliger Abgang: Zwar, nicht singen kann Keith Bold die Partie; doch das wiegt er spielend auf als liebenswerter, liebesbedürftiger, liebesbereiter Kindskopf. Seine Bärenkräfte, zu gering gegen die Übermacht der Not, sind zu groß für die Zerbrechlichkeit des Schönen in der Welt. Ein armer Hund: Er will bloß spielen.

Nächste Vorstellungen: Samstag und Sonntag, 19 Uhr.

artikel merken

« Zurück



Drucken



Speichern



Versenden

Nach Oben ▲

Kommentare zum Artikel

Zu diesem Artikel sind keine Beiträge vorhanden.